vor Vietnam". Die gesamte Ausgleichspolitik der Sowjet-Union in Europa aber hing an den Ostverträgen.

Mit einer Verschiebung oder gar Absage des Nixon-Besuchs hätte Moskau der westdeutschen Opposition neue Argumente gegen die Verträge geliefert — und ein Scheitern der Verträge wäre für die Entspannungsfreunde im Kreml ein solcher Schlag gewesen, daß sie den US-Präsidenten dann schwerlich hätten empfangen können.

Noch zwei Tage lang ließen Moskau und Washington unklar, welche politische und protokollarische Größenordnung sie dem Besuch Nixons geben wollten. Das Programm wurde erst am Mittwochabend veröffentlicht, für einen Besuch dieses Ranges ungewöhnlich spät: Erst am Mittwochnachmittag hatten die Ostverträge den Bonner Bundestag passiert.

Um diese Zeit war in Moskau bereits ein Werbefeldzug angelaufen, den Besuch von Minen-Nixon gegenüber dem sowjetischen Volk zu rechtfertigen. So äußerten sich in Leserbriefen an die „Iswestija" ein Architekt aus Leningrad, ein Maschinist aus Wolgograd und ein Ingenieur aus Sibirien lobend über die Moskauer Entspannungspolitik. Am Mittwoch bekräftigte dann die „Prawda", eine „Verbesserung der sowjetisch-amerikanischen Beziehungen ist möglich und wünschenswert". Und im Fernsehen gelobte ein Kommentator, die Sowjet-Union werde die Politik der friedlichen Koexistenz fortsetzen — „trotz des stürmischen Verlaufs der internationalen Ereignisse".

So konnte sich die Welt für die Woche nach Pfingsten auf ein atemberaubendes Schauspiel einstellen: Während Amerika in Südostasien brutaler bombt denn je — 250 Einsätze an einem Tag über Nordvietnam, 377 über Südvietnam — und Minen gegen Sowjetfrachter wirft, wollen die Führer der Sowjet-Union dem Präsidenten der USA ihr Land vorführen.

1959 war Nixon als Vizepräsident in Moskau gewesen; in der sogenannten Küchen-Debatte stritt er auf einer amerikanischen Ausstellung mit Chruschtschow über den American way of life. Jetzt empfängt die Sowjet-Union erstmals einen Präsidenten der USA und hofft, mit ihm das Abkommen über die Begrenzung der strategischen Rüstung zu unterzeichnen — ungestört: An die Universitäten erging strenge Weisung, keine Demonstrationen gegen Nixon zuzulassen.

Moskau war offenbar fest entschlossen zu beherzigen, was Chruschtschows Abgesandter Kusnezow vor zehn Jahren gelobt hatte, als er in Amerika die Folgen der Kuba-Konfrontation zwischen den USA und der UdSSR ausräumte: „Niemals wieder!"

Die Vernunft-Politik der Moskauer Führung zeitigte freilich auch schon gefährliche Früchte — in Amerika. In der „Washington Post" bedauerte Kolumnist Joseph Alsop die bisherige „grobe Überschätzung der Gefahr, wenn unser Land handelt, wie seine Interessen es gebieten". Denn Moskaus Reaktion auf Nixons Minenwurf, höhnte Alsop, war „so hart wie jämmerlich weichgekochte Spaghetti".

USA

Es geht weiter

Nach den Kennedys jetzt George Wallace — Amerikas Wahlkämpfe werden zunehmend mit der Waffe entschieden.

Er hatte schon immer Angst gehabt — vor dem Fliegen und vor den Kugeln eines Attentäters.

Vor Unglück im Flugzeug schützte er sich, indem er bei Wind und dunklen Wolken einfach nicht mehr flog. George Wallace, der Wahlkämpfer aus Passion, ließ dann sogar — wie am 22. April in Pennsylvania — Wahlkampf Wahlkampf sein.

Vor Unglück aus Revolverläufen sollten ihn ein Dutzend Beamte des Geheimdienstes und außerdem noch eine Handvoll Leibwächter aus Alabama bewahren. George Wallace, der flammende Redner, ließ sich sogar, vor Jahren schon, ein spezielles Rednerpult anfertigen — transportabel und rundherum kugelsicher.

Doch als Wallace, 52, am vorigen Montag um 15.58 Uhr in Laurel (US-Bundesstaat Maryland) hinter dem Pult hervortrat, um sich im Jubel von etwa 1000 Anhängern zu sonnen, um in guter amerikanischer Wahlkampfmanier ein paar ausgestreckte Hände zu schütteln, da halfen weder Panzerplatten noch Leibwächter.

Mit fünf Revolverkugeln streckte der 21jährige Wirrkopf Arthur Bremer, als Wallace-Gefolgsmann kostümiert, den Gouverneur aus Alabama nieder.

„Amerika ist kränker, als die meisten von uns denken und glauben", klagte Ralph Abernathy, der (farbige) Führer der Bürgerrechtsbewegung und Nachfolger des ermordeten Martin Luther King. „Wir erleben eine Orgie der Gewalt", predigte der (weiße) Geistliche für alle Gelegenheiten, Billy Graham. „Die Schüsse ... kennzeichnen von neuem die Tragik und die Krankheit dieses Landes."

Der Schock ging tief bei Freunden und Gegnern des umstrittenen Gouverneurs — doch wundern konnte sich kaum noch jemand. Attentate auf prominente Politiker, live ins Wohnzimmer übertragen, sind zur Gewohnheit geworden: 1963 die Schüsse von Dallas, die John F. Kennedy fällten; 1968 die Bilder aus Memphis, wo Martin Luther King, und aus Los Angeles, wo Robert Kennedy ermordet wurde.

„Wer in die Politik geht", resignierten kürzlich bei einer Meinungsumfrage 51 Prozent der Amerikaner, „muß eben damit rechnen, daß er eines Tages getötet wird." In den USA gibt es zu viele bewaffnete Psychopathen.

George Wallace überlebte den Anschlag. Doch die Schüsse von Laurel, die den Gouverneur vermutlich für den Rest seines Lebens gelähmt in den Rollstuhl verbannt haben, verzerrten das Bild des Wahlkampfes vielleicht noch stärker als 1968 die Ermordung Robert Kennedys nach seinem Vorwahlsieg in Kalifornien.

Denn George Wallace war auf dem besten Wege, als einflußreichster Politiker zum Parteitag der Demokraten nach Miami Beach zu fahren, wo im Juli der Kandidat der Partei für den Kampf gegen Richard Nixon ernannt werden soll.

Zwar hatte Wallace als Rechtsaußen der Demokratischen Partei kaum Aussichten, selbst nominiert zu werden.





The Washington Post

Attentatsopfer Wallace, Ehefrau Cornelia, Attentats-Karikatur: „Orgie der Gewalt"

Doch er hätte den gewählten Nixon-Herausforderer weitgehend auf sein Programm festlegen können.

Wallace hatte schon vor dem Attentat gewichtige Argumente: Seit den ersten Vorwahlen in New Hampshire waren auf ihn mehr Wählerstimmen entfallen als auf jeden seiner demokratischen Rivalen; und in der Zahl der Parteitagsdelegierten lag er nur knapp hinter Spitzenreiter George McGovern und dem einstigen Johnson-Vize Hubert Humphrey.

Die Macht von Wallace wuchs noch im Krankenbett: Am Tag nach dem Anschlag gewann er überlegen die Vorwahlen in Maryland und Michigan.

Zwar verdankte der Gouverneur, dessen Name jahrelang für Rassentrennung und Rassenhetze stand, solche Erfolge nach wie vor auch seinem Standpunkt in der Rassenfrage: 1968 hatte er bei den Präsidentschaftswahlen als unabhängiger Kandidat 9,9 Millionen Stimmen verbucht, mehr als je ein Kandidat einer dritten Partei.

Doch anders als damals, trat Wallace 1972 nicht nur mit diesem einen Thema an. Er machte sich vielmehr zum Sprecher jener Durchschnittsamerikaner, die unzufrieden sind mit hohen Steuern und Korruption, mit Kriminalität, mit Schulbussen zur verordneten Rassenintegration und dem Leben in Amerika schlechthin.

Nach dem Attentat von Laurel verkündete Wallace-Arzt Hamilton Hutchinson noch optimistisch: „Mit solchen Lähmungen sind schon viele Leute fertiggeworden, angefangen mit (Präsident Franklin D.) Roosevelt."

Und Wallaces zweite Ehefrau Cornelia, 33, einst Schauspielerin und als Nichte des früheren Alabama-Gouverneurs James („Küssender Jim") Folsom im Wahlkampf erfahren, bereitete sich auf einige Wahlkampf-Auftritte für ihren gelähmten Mann vor. Wallace selbst ließ erklären: „Der Wahlkampf geht weiter." Notfalls werde er im Rollstuhl zum Parteikonvent in Miami Beach kommen.

Doch das ist nach Meinung der Ärzte unwahrscheinlich. Wallace wird vermutlich nur aus der Entfernung am Parteitag teilnehmen können — vielleicht dennoch mächtig genug, mit seinen Delegiertenstimmen den beiden Favoriten McGovern und Humphrey, dem Kandidaten des Parteiapparates, den Weg zur Nominierung zu verbauen.

Die Demokratische Partei könnte darüber zerbrechen. Denn seit vorigen Montag scheint auch der letzte Ausweg aus einem Patt zwischen McGovern und Humphrey versperrt: Geringer denn je sind die Chancen, daß die große Demokraten-Hoffnung, Edward Kennedy, der bereits zwei Brüder durch Schüsse von Attentätern verlor, nun noch bereit ist, zu kandidieren.

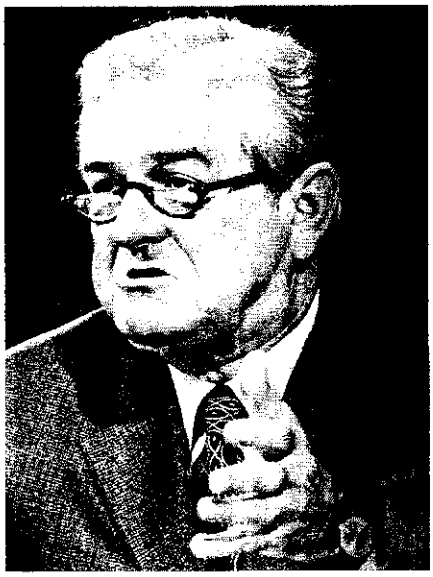
TEXAS

Na und?

Der stärkste und entscheidendste Mann in Nixons Kabinett tritt zurück: Finanzminister und Nixon-Intimus John Connally hofft auf eine neue Karriere.

Er kam mit großen Ansprüchen und schied mit noch größeren Aussichten: Finanzminister John Connally, 55, Millionär und Demokrat aus Texas, verließ die Regierung des Republikaners Nixon nach 18 Monaten, vorerst um zu privatisieren, aber mit der Verheißung für weiteren Aufstieg. Nixon: „Er hat bewiesen, daß er in den USA jedes Amt ausfüllen könnte, das er wünscht."

Connally, Marineminister bei John F. Kennedy, dreimaliger Gouverneur von



Zurückgetretener Connally
„Nixon steht in Ehrfurcht vor ihm"

Texas und Johnson-Intimus, wünscht sich, Präsident und, wenn es auf dem Wege ins Weiße Haus sein muß, auch Außenminister oder Vizepräsident der Vereinigten Staaten zu werden. „Er lebt eine Etage über Vizepräsident Agnew", antworten seine Assistenten vieldeutig auf die Frage nach der Connally-Adresse.

In Nixons Augen hatte sich Connally als Finanzminister qualifiziert. Auf Währungskonferenzen schockte er seine Verhandlungspartner, und begeisterte er seine Landsleute durch rüde Reden. „Mein Gott", wunderte sich ein Bankier aus New York, „jetzt haben wir einen Finanzminister mit Charisma."

Nixon erhob den Finanzminister zum „stärksten und entscheidendsten Mann" („The Washington Post") im Kabinett, indem er seinen Rat in Fragen einholte, die mit der Finanzlage der Nation kaum zu tun hatten, sondern eher zur Zuständigkeit von Sicherheitsberater Kissinger oder Außenminister Rogers gehörten.

Bevor Nixon beispielsweise entschied, die nordvietnamesischen Häfen zu verminen, befragte er Connally. Denn der ist laut Nixon „am stärksten, wenn es ungemütlich wird". Während Geheimdiplomat Kissinger Bedenken gegen die Minen hatte, antwortete Connally auf die Frage nach russischen Reaktionen: „Na und?"

Richard Nixon, der mühsam zur Spitze der Macht aufgestiegene Krämer-Sohn aus Kalifornien, bewundert offenkundig den leichtfüßig fast so hoch gekletterten Bauern-Sproß Connally aus Texas. Ein hoher Regierungsbeamter: „Nixon steht in Ehrfurcht vor ihm."

Speziell schätzt Nixon Connallys Härte „inmitten eines Trends zur Schwäche". Er baute auf Connallys „psychologisches Einfühlungsvermögen" in nationalen und internationalen Krisen, lobte den 18-Stunden-Fleiß und die absolute Loyalität seines Finanzministers. Niemand im Kabinett hatte in den letzten Wochen so viel Zugang zum Weißen Haus und niemand so nachhaltigen Einfluß dort wie der Texaner. Als einziger unter den Mitarbeitern Nixons durfte Connally die Füße auf den Präsidenten-Schreibtisch legen.

Am 30. April landete Nixon mit einem Hubschrauber auf Connallys Picosa Ranch bei San Antonio. An diesem Abend gewann Nixon Einblick in den texanischen Begriff von Größe: In 22 privaten Jets sowie Dutzenden von Cadillacs und Lincoln Continentals kam das texanische Geld-Establishment, um unter den Eichen der Picosa Ranch den Präsidenten und seinen Minister zu sehen. Nixon überwältigt: „Dieses große Land produziert große Männer." Bei Tisch gelobte er dann, Amerika werde sich in Vietnam nicht besiegen lassen.

Auf die Picosa Ranch kehrt Connally jetzt zurück. „Es gehört zum Connally-Stil", urteilt ein Freund, „eine Aufgabe zu erfüllen und sie dann auf dem Kamm der Welle zu verlassen."

Wenn Connally wieder nach Washington kommt, so vermuten viele seiner Freunde, wird er Republikaner sein. Er würde damit seinen politischen Anhang in Texas nicht verwirren. Denn Republikaner Nixon hat keinen politischen Erben, und die Demokraten — im Süden konservativ wie Connally — haben keine ideologischen Verbindlichkeiten. In Texas ist die Zugehörigkeit zur Demokratischen Partei selbstverständlich.

In Texas heißen die Millionäre, die Connallys demokratische Hausmacht bilden, „Connallycrats". Sie spenden für den Wahlkampf des Republikaners Richard Nixon, und sie hoffen auf den Augenblick, da in Texas wieder ein Präsident auf einer Ranch lebt — wie einst Lyndon Johnson.